

BÜCHER ÜBER DEN TERROR

Rupert Neudeck

Terror, Krieg und Religion

**Einige Neuerscheinungen zum Krieg in Afghanistan
und zum neuzeitlichen Phänomen des Terrors**

■ Carl von Clausewitz,
Vom Kriege, Ullstein Taschenbuchausgabe, Berlin 1998.

„Die edle Schwungkraft, womit die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege auch als ein eigenes wirksames Prinzip zu betrachten. In der Tat, in welchem Gebiet menschlicher Tätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn es nicht im Kriege wäre?“

So lesen wir in dem Buch, das als eines der Klassiker zum Thema Krieg gilt, *Vom Kriege* betitelt. Der Autor ist der preußische General Carl von Clausewitz. Das, was man sonst von den Klassikern sagen kann, gilt für dieses Buch nicht mehr. Das Werk von Clausewitz hat mit der heutigen Realität von stehenden Heeren und der aktuellen ‚Kriegskunst‘ und der Wirklichkeit der politischen Welt nichts mehr zu tun. Man darf ihn lesen als ein museales Buch, das uns beschreibt, was es mit den Heeren und Armeen, den Flotten und Geschützen, dem Kriegsdienst, den Feldherren in früheren Jahrhunderten auf sich hatte. Ich hatte in dem Buch nach einem Äquivalent für den Terror und den Terrorismus gesucht, habe ihn aber auf 726 Seiten nicht gefunden. Einzig der Begriff „Bande“ taucht hier auf, der vielleicht eine Nähe haben könnte zu dem modernen Phänomen des Terrors, der unsere Generation bis in die letzten Seelenfalten erschreckt.

„Ein Heer, welches in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht erschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam

nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Mittel ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht“ (a.a.O., S. 168).

Kurz, ich muss das gar nicht weiterzitiere, um zu sagen: Wir haben keine Äquivalente, keine Verbindungsbrücken zu dem, was früher mit einem unzeitgemäßen Wort noch „Kriegskunst“ hieß – zu dem, was seit dem Golfkrieg die neue Realität von Krieg geworden ist.

Auch in Afghanistan kam es zu dieser neuen Form des Krieges, den nur noch Armeen führen können, die über ausreichende Luftstreitkräfte verfügen, die vom Boden her nicht mehr erreichbar sind. Die stehenden Heere sind kaserniert und werden allenfalls zu großen Übungen an Orte und in Länder verlegt, die die Weltorganisation und der Sicherheitsrat der UNO für sie bestimmt. Auf diesen Plätzen verändern die Heere dann fast unmerklich ihr Gesicht und vielleicht sogar ihren Charakter, weil sie sich schleichend und heimlich als Hilfsorganisationen in Uniform entpuppen (die Blau-Helme auf dem Weg zu Grün-Helmen).

Wir können noch nicht ausloten, wie sich der Charakter, ja – mit Clausewitz gesprochen – die Seele der Armeen verändern wird, wenn es demnächst verstärkt zu solchen Berufungen der Soldaten kommt, die mal in den Kosovo, mal nach Kambodscha, mal nach Ost-Timor und in diesen Wochen nach Afghanistan entsandt und dort stationiert werden. Immer gibt es dabei ein Corps, das schon für den eigenen Stationierungs- und Marketenderei-Bedarf, aber auch für den der umliegenden Bevölkerung zivile Aufgaben wahrnimmt: Häuser und Dächer zu bauen, Brücken und Stege zu reparieren, Straßen wiederherzustellen, Schulen zu errichten. Das wird in der Zukunft die klassischen Armeen noch stärker verändern, als sie schon durch die technologische Entwicklung der letzten zwanzig Jahre verändert worden sind.

Der moderne Terror ist zusammengesetzt aus wilden abenteuerlichen geographischen Positionen – die einhergehen mit den modernsten Kommunikationsmitteln. Also – in Afghanistan war und ist das ein real existierender Berg mit dem Paschtu-Namen Tora

Bora. Dieser Berg wurde einst im ersten Krieg, dem Krieg gegen die Sowjetunion (1979–1988), von Saudi Arabien als Waffen-, Vorrats- und Unterkunfts-lager eingerichtet. Dieser Berg schirmte die Terroristen-Verschwörung samt ihrem Material gegen die Außenwelt ab: Tora Bora. Hunderte Millionen von Fernsehzuschauern haben diese Bergfestung standhalten sehen, während sie in den Fernsehnachrichten die US-Bombergeschwader immer wieder über diesem Festungsgebiet ihre schweren Bombenlasten abwerfen sahen.

Gleichzeitig war das Erschrecken der Menschheit noch größer durch die technologisch und navigato-risch bis ins kleinste zisielierte Detail vorbereitete Hijacking-Aktion, die mit der selbst- und fremd-mörderischen Absicht begonnen wurde, vier zivile Passagiermaschinen einfach durch Messergewalt zu kapern und sie in die World Trade Center Tower und in das US-Verteidigungsministerium Pentagon zu lenken, mit der Folge, dass über 5000 Menschen ihr Leben lassen mussten und diese Gebäude wie Kartenhäuser in sich zusammenstürzten.

Was wir in dem Klassiker *Vom Kriege* auch vergeblich suchen, ist die Erwähnung des Kriegsreporters. Noch weniger finden wir ganze ‚Bataillone‘ von Kriegsjournalisten erwähnt, die sich an einem Ort tummeln, der ihnen aus Zufall plötzlich zufällt. Dass das Oberkommando der US-Streitkräfte sich Anfang Dezember bei der großen Vierten Gewalt in der amerikanischen Verfassungsordnung, nämlich der Presse und den Medien, für die Behinderung der Arbeit entschuldigte, hätte Carl von Clausewitz nicht verstanden (IHT, 12.12.01: „U.S. Vows to Ease Curbs on Reporters“). Auch nicht, dass Medien unter dem selbstproduzierten Druck ihrer Veröffentlichungsanforderungen selbsttätig werden und den Genius der Kommandeure dadurch anstacheln, dass sie sie in der Etappe kleine Kriege durchführen lassen, in denen nicht scharf geschossen wird, sondern nur so getan wird, als ob. Solche sogenannten Gefechte wurden von den Fernsehzuschauern in Europa mittels der TV-Gebühren bezahlt, denn die untätigen Kommandanten ließen sich jedes kleine Fernsehgefecht gut bezahlen.

Den Abstand von Clausewitz zu Tora Bora kann diese Stelle belegen: „Der Volksgeist des Heeres (Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung)

spricht sich im Gebirgskrieg am stärksten aus, wo jeder sich selbst überlassen ist bis zum einzelnen Soldaten hinab. „Schon darum sind Gebirge für Volksbewaffnungen die besten Kampfplätze“ (a.a.O., 169). Die Realität des Krieges aus der Luft und des Feilschens um das Übertreten der Talibankämpfer und das Bestechen mit viel Geld in der Waldgegend von Tora Bora hat mit dieser Feststellung von Clausewitz soviel zu tun wie Gustav mit Gasthof: Nichts mehr.

Dass es Bücher wie das von Ahmed Rashid noch gibt, tröstet den neugierigen Liebhaber politischer Literatur. Man kann diesem Buch lesend ansehen: es ist über Jahre, sogar Jahrzehnte, durchgearbeitet. Der Autor muss nichts aufsetzen an Sensation und *scoop*, er verfügt auf Grund seiner zwei Jahrzehnte langen Beschäftigung mit dem Land Zentralasiens und dem Regime der Taliban und mit den Nachbarländern über alles und hält auch einiges vorsichtig noch zurück.

Dass es ein Buch gibt, das uns nicht nur aktualitätsterroristisch aufklärt, sondern mit historischem Tiefgang, ist auch ein Leseerlebnis. Ich hatte dieses Erlebnis schon bei der Lektüre des englischen Originals, das unter dem Titel *Taliban, Islam, Oil and the New Great Game in Central Asia* 2000 in London (I.B.Tauris Publishers) erschien. Dieser Titel war der genauere. Doch der Droemer Verlag wollte sich soviel nicht zumuten und nannte das Buch *Taliban. Afghanistans Gotteskrieger und der Dschihad*.

Der Autor zitiert Lord Curzon mit einem Satz aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts: „Turkestan, Afghanistan, Transkaspia, Persien – zu viele dieser Worte verströmen nur noch den Hauch völliger Abgeschiedenheit oder eine Erinnerung an seltsamen Wandel und eine unglückliche Liebe. Für mich sind sie, das muss ich eingestehen, Stücke aus einem Schachbrett, auf dem das Spiel um die Weltherrschaft ausgetragen wird.“

Das schrieb Lord Curzon 1898, ehe er als Vizekönig nach Indien entsandt wurde – und das Great Game begann. Die Verbindungen von Europa nach Südostasien über jene Länder Zentralasiens sind schwierig, so dass wir Europäer uns, miteinander rivalisierend, immer wieder die Zähne daran ausgebissen haben.

Der Autor informiert uns, ohne uns mit erhobennem Zeigefinger zu belehren. Der Leser ist frei, aber

■ Ahmed Rashid, *Taliban. Afghanistans Gotteskrieger und der Dschihad*, Droemer Verlag, München 2001.

er erhält genügend Informationen, um sich sein eigenes Bild machen zu können.

Man kann alles das bei Ahmed Rashid nachlesen, was in unseren politisch korrekten Bundestagsdebatten nicht vorkam. So, dass die Taliban- und Al Qaida-Verschwörungen wirkungskräftig von den USA und dem manchmal ziemlich törichten US-Geheimdienst CIA mitkreiert worden sind. „Bin Laden wurde zum Mittelpunkt dessen, was Washington als eine weltweite Verschwörung gegen die USA bezeichnete. Allerdings gestand Washington nicht ein, dass der afghanische Dschihad mit Unterstützung des CIA Dutzende von Fundamentalisten-Gruppen in der gesamten islamischen Welt gegründet hatte.

Man kann alles erfahren über die geballte Macht der „Afghanen“-Araber, die in einer Größenordnung von 35000 aus aller arabischer Herren Länder nach Afghanistan kamen, um dort zu einer internationalen verschworenen großen Terrorgruppe ausgebildet zu werden, einer Gruppe, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte.

In diesen Wochen reiben sich viele westliche Bürger die Augen, wenn sie die Nachrichten aus den letzten Gefechten der arabischen Taliban hören und lesen: das alles können sie genauer und gediegener bei Rashid nachlesen. Und immer, was die verbündeten Geheimdienste Pakistans, Saudi Arabiens und der USA dabei für ein gemeinsames Spiel gespielt haben.

Algerien war wohl das erste Opfer der Ex-„Afghanen“, die überall in der Welt ihre fundamentalistische Zerstörungswut und Demagogie durchzusetzen gedachten: der grausame Bürgerkrieg kostete bis 1999 ca. 70000 Menschen das Leben. Die GIA, die bewaffnete Islamgruppe, wurden „von Algerier-„Afghanen“ – algerischen Veteranen aus dem Afghanistan-Krieg –, Neo-Wahabis, geführt, die den Plan verfolgten, Algerien in ein Blutbad zu stürzen, Nordafrika zu destabilisieren und den islamischen Extremismus in Frankreich anzustacheln.“

An anderer Stelle liest man es geradezu als Kommentar zu all dem, was uns jetzt in den Zeitungen und Fernsehnachrichten berichtet wird: „In Kandahar hatte Bin Laden Männer aus Tschetschenien, Bangladesch, den Philippinen, Algerien, Kenia, Pakistan und afroamerikanische Muslime um sich – von denen viele wesentlich besser informiert waren als er,

aber Afghanistan nicht verlassen konnten, da sie in Amerika steckbrieflich gesucht wurden.“

Den erschreckenden Verfall der letzten noch bestehenden Reste von Staat, Verwaltung, Finanzverwaltung und Polizei beschreibt Raschid, weil er uns darüber unterrichtet, dass die Taliban-Führer sich in einer Art von exzentrischem Religionswahn befanden. Ausbildung und Erfahrung sind Humbug, für das Volk muss man nichts vorsehen, weil sich Allah um das Volk kümmern wird.

Raschid kritisiert auch den Unfug, der mit Hilfsorganisationen geschieht, die sich mit Regierungsgeldern immer weiter die Legitimation für ihre Tätigkeit verschaffen müssen. Eine Zeit lang, so schreibt der Autor, hätten die Hilfsorganisationen behauptet, die völlige Verbannung aller Frauen aus der Öffentlichkeit sei „traditionelle afghanische Kultur, die man respektieren müsse“.

Raschid: „Für ein so vielfältiges Land wie Afghanistan gab es keinen einheitlichen Standard für die Rolle der Frau in der Gesellschaft. Zudem hatte kein Herrscher Afghanistans vor den Taliban jemals auf einer Kleiderordnung mit Bärten für Männer und der Burkha für Frauen bestanden.“

Es gab das Minenproblem in diesem Land. Millionen von Minen wurden verlegt, was für die Neubesiedlung und Bebauung des Landes und der Äcker ein gräßliches Problem darstellt. Seit 1997 wurden 400000 Afghanen durch Minenexplosionen getötet, weitere 400000 wurden verstümmelt. „13 Prozent aller afghanischen Familien haben einen in ihren Reihen, der bei einem Minenunfall getötet oder verkrüppelt wurde. In jedem Monat sind es weitere 300 Afghanen, die auf eine Mine treten und lebenslang verstümmelt sind.“

Hans Christoph Buch hat Schlächter und Voyeuere an den Fronten des Weltbürgerkriegs beobachtet. In einem Buch, das viele schon gelesene Reportagen nur noch einmal unter einem neuen Titel zusammenfasst, hat er die Staaten Revue passieren lassen, in denen der neue Terrorismus tobt, der sich immer wieder neue Gewänder und Mäntelchen umhängt. Der Autor hatte das Privileg, als Journalist für die vornehme Hamburger Wochenzeitung *Die Zeit* alle Kriegsplätze der letzten 15 Jahre zu durchstreifen. Er bietet ein Pandämonium der Länder von Osttimor

■ Hans Christoph Buch, *Blut im Schuh. Schlächter und Voyeuere an den Fronten des Weltbürgerkriegs*, Eichborn Verlag (Die andere Bibliothek), Frankfurt/Main 2001, 346 Seiten.

(schöne Kapitel-Überschrift: „Timor Timur“. Das Wort Amok kommt aus dem Indonesischen) über Tschetschenien, Ruanda, Haiti, Angola, den Kaukasus bis in den Kosovo. Er ist von Kambodschas *killing fields* in den nordafrikanischen Mörderkrieg der GIA nach Algerien, von dort wieder in das Land des notorischen Hungers gezogen, in den Sudan. Dort im Sudan betreibt eine Regierung gegenüber ihrer eigenen Bevölkerung Terror, in dem sie es, unsystematisch, immer mal so, wenn es dem sudanesischen Präsidenten Omar el Bechir gefällt, Bomben regnen lässt und wenn diese Bombardierungen mal wegen der Interessen diverser Ölfirmen aus West und Ost nötig erschienen. Dieses staatsterroristische Land hat jüngst, was Buch auf seinen Reportagereisen noch nicht erfahren hat, den Segen der Amerikaner mühelos errungen und wurde ganz schnell in die Koalition gegen den Terror eingemeindet. Dass die Schwarzafrikaner im Süden des Sudan bis in die Nuba-Berge davon nichts haben, kümmert Washington nicht.

Der Reporter ist den anstrengenden Weg von Free-town/Sierra Leone nach Monrovia, in das Land der ehemaligen US-Sklaven, Liberia, gezogen, dort allerdings allein mit Hilfe der US-Marines, die nur darauf erpicht waren, unseresgleichen mit unseren Euro-Menschenrechten und Privilegien zu schützen und gegebenenfalls zu evakuieren. Er hat sich die bildlich und wirklich noch von Leichengeruch stinkenden Massengräber in Ruanda angesehen. Auch den Kongo hat er nicht ausgelassen. Kurz, es sind alle Terrorländer vereint, die man heutzutage aufsuchen kann.

Die Studie über die *condition journalistique*, die Buch manchmal andeutet, hat er am Ende nur bedingt geschafft. Der Reporter ist Journalist, und Journalisten sind nicht humanitäre Helfer, wie man jüngst in Afghanistan wieder frisch erleben kann. Journalisten helfen ganz oft durch Veröffentlichung, aber oft machen sie den Helfern und den Organisationen das Leben schwer und verderben die Preise.

Mir wird es beim Lesen dieser Zeitungsreportagen wieder deutlich, weshalb es keine Kritik an dem Schlendrian und dem höchstbezahlten Bürokratie-Betrieb der UNO und ihrer wenig operationalen Töchter geben kann. Hans Christoph Buch macht es deutlich. Er und fast alle Journalisten reisen gewöhnlich mit den UNO-Fliegern in die Länder, und die

UNO hat es verstanden, die Journalisten auf diese Weise mundtot zu machen.

Der Autor hält es für ungehörig und unanständig, dass ihm vor Ort von der UNO nicht geholfen wird: Unterkunft, Verpflegung, Anschluss für den Laptop. Er erwähnt, dass ihm in Osttimor eine UNO-Truppe sogar ausdrücklich erklärt, dass sie nicht für Unterkunft und Verpflegung der Journalisten zuständig ist. Wörtlich: „Die Hitze ist drückender als in Nordaustralien. Aber INTERFET hat andere Prioritäten, als sich um eingeflogene Journalisten zu kümmern, und erst nach langwierigem Hin und Her bringt uns ein ramponierter Minibus, der in Dili als Taxi dient, in die Stadt.“

Der Autor versucht, die „Grenzen des Journalismus“ in einer philosophischen Anstrengung auszusprechen, die er in vier Kapiteln ausbreitet. Diese Bemühungen überzeugen nicht so recht. Einmal sind sie literarisch (Lessings *Laokoon* etc.) und akademisch überfrachtet. Zum anderen: Wir Journalisten sind prototypische Vertreter unserer privilegierten Euro-Rechte und westlicher Lebensbedingungen. Für uns – also auch Hans Christoph Buch – ist die Evakuierung im Falle der größten Gefahr vorgesehen, für den Reporter, wenn er sich mit US-amerikanischen Hubschraubern nach Mamba Point in die US-Botschaft fliegen lässt oder mit der UNO in den Kosovo.

Für mich gilt das Gleiche: Noch nie ist ein Journalist in Gefahr gewesen zu verhungern. Das gilt auch für den humanitären Helfer.

Manches bleibt in den eindrucksvollen Schilderungen und Impressionen hängen. Gleich im Prolog zitiert der Autor den Ostafrika-Korrespondenten der *New York Times*, James Mac Kinley: „Manchmal hasse ich meinen Beruf“. Aber er bezieht das nur darauf, dass er in das Leichenschauhaus von Nairobi gehen muss. Man kann diesen Beruf, wie ich aus eigener Anschauung sagen kann, auch hassen, weil man oft nur Voyeur der Schmerzen und Erschütterungen von Menschen ist, denen man in seiner *condition académique und européenne* immer haushoch überlegen ist und sein soll.

Dass der Autor im Mittelstück einer nicht genannten imaginären deutschen Organisation eins auswischen will, weil sie einem Mitarbeiter nicht erlaubt

hat, sich einfach aus der Organisationsdisziplin der eigenen Projekte zu entfernen, befremdet. Die Geschichte wirkt nicht eindrucksvoll, der Vergleich mit Felix Krull an den Haaren herbeigezogen. Für den Leser wird nicht erkennbar, was er mit diesem Kapitel sagen will.

Der Autor hat sich immer wieder den Mühen der Ebene ausgesetzt. Wobei er immer wieder darauf verweist, dass er selbst nicht weiß, weshalb er sich immer wieder zu solch anstrengenden Abenteuern aufmacht.

In Haiti erlebt er den General Namphy, Chef der Militärjunta, der das Prinzip der immer noch geltenden Staatsordnung haarscharf auf den Punkt bringt: „Die Armee von Haiti ist eine souveräne Institution, und sie kann töten, wann immer und wen immer sie will. Solange es sich bei den Opfern um haitianische Staatsbürger handelt, sind wir dem Ausland keine Rechenschaft schuldig.“

■ Said Musa Samimy, *Afghanistan – Gefangener seiner eigenen Widersprüche?*, Pahl-Rugenstein-Verlag, Bonn 1992, 220 Seiten.

Die Lektüre von *Afghanistan – Gefangener seiner eigenen Widersprüche?* ist ein Hinabsteigen in den Schacht der Zeitgeschichte und zugleich eine beklemmende Lektüre. Denn in den Aufsätzen des Vorsitzenden des Instituts für Afghanistanforschung erlebt man, dass damals, 1990 und später, nach der Genfer Konferenz zu Afghanistan die gleichen Pläne bestanden, wie es sie nach der Petersberg-Konferenz Anfang Dezember 2001 wieder gibt. Die UNO war damals (und ist auch heute wieder) bereit zu einer Blauhelm-Mission, die Staaten der Welt hatten sich zu großen und kräftigen Investitionen entschlossen.

Und dann brach alles zusammen. Der Autor kennt seine Landsleute sehr gut. Er weiß sie für uns transparent zu machen, aber sie auch zu kritisieren. Allein die Liste der Organisationen des Widerstandes erreicht Dimensionen wie das Parteienspektrum der Weimarer Republik. Samimy hat drei Untergruppen ausgemacht: 1. die religiösen Organisationen, 2. die nationaldemokratischen Gruppen und 3. die sozialrevolutionären Gruppierungen.

Es reicht, sich die Liste der religiösen Organisationen zu Gemüte zu führen, um zu wissen, dass die afghanische Krankheit in der separatistischen Aufsplitterung besteht:

1. Andjomane Islami Afghanistan, Islamischer Verein Afghanistan unter Schaikh Abdul Basier;

2. Djammiate Islami Afghanistan, Islamischer Bund Afghanistan unter Prof. Burhanuddin Rabbani, sunnitisch, Dari sprechende Tadschiken, gemäßigt;
3. Djabhai Djahade Islami Nuristan, Front des islamischen heiligen Krieges von Nuristan unter Führung von Moh. Anwar Amin; sunnitisch, pragmatisch;
4. Djabhai Nedjate Meli Afghanistan, Nationale Befreiungsfront unter Sebghatullah Modjadedi, sunnitisch, Naqschbandi Sufi-Sekte; gemäßigt;
5. Djonbesche Islame Motarraqi Afghanistan, Bewegung des fortschrittlichen Islam, kleiner Kreis schiitischer Intellektueller;
6. Djonbesche islami Mistasafiebne Afghanistan, Islamische Bewegung der Entrechteten Afghanistans. Aktionsgruppe schiitischer Traditionalisten;
7. Djonbesche Mosalmanane Afghanistan, Bewegung der Moslems Afghanistan, eine konfessionell gemischte Gruppe, die sich die Einheit der Mosleme zum Ziel gesetzt hat;
8. Etehade Ulomani Afghanistan; Verein der Gelehrten Afghanistans, beschäftigt sich eher mit der Auslegung der islamischen Scharia;
10. Grohe Nasr Afghanistan, Siegesgruppe Afghanistan unter Schaikh Mohammad Sadiqi, schiitisch, fundamentalistisch;
11. Hezbe Harakate Enqe labe Islami Afghanistan, Partei der islamischen Revolutionsbewegungen unter Maulawie Mohammada Nbabi Mahamadi, sunnitisch, gemäßigt;
12. Hezbe-e-Islami Afghanistan, Islamische Partei Afghanistans unter Führung von Gulbuddin Hekmatyar, fundamentalistisch, militant, sunnitisch.

Und dann folgen noch 13 weitere, die sich alle in den Kontext allein der religiösen Organisationen einreihen. Dazu kommen noch zig andere säkulare, nationalistische wie auch sozialrevolutionäre Gruppen.

Diese Krankheit der Zersplitterung hat der Autor gut herausgearbeitet. Er führt auf, dass es im Juli 1987 einen Versuch der Einigung auf eine Koordination und ein einziges Kommando gab. In Ghorkamen damals 1200 Widerstandskämpfer und 120 Frontkommandanten aus 20 afghanischen Provinzen zusammen. Sie beschlossen, sich in sechs Monaten erneut zu treffen, um ein „Supreme Revolutionary

Council“ zu bilden mit dem Auftrag, den Kampf im Inneren des Landes strategisch besser zu koordinieren. Die nächste Konferenz gab es nicht mehr, so kurzatmig sind die Vorsätze.

Aber das rasante Tempo der internationalen Entwicklung kam diesen guten Vorsätzen in die Quere. Auch weil es die Scheingruppen und Scheinzentralen gab, also Gruppen, die in Pakistan und im Iran Scheinzentralen unterhalten, im Lande selbst aber keine Kampffronten oder Anhänger haben.

Der Autor erinnert daran, dass niemand in der Welt angenommen hatte, dass der Widerstand die Frist eines Jahres überdauern können. Dass er dann aber erfolgreich war, hatte er der Motivation der Kämpfer zu verdanken. Selbst wenn es keine wirkliche Koordination und auch kein Oberkommando gab (und auch bis Dezember 2001 nicht gibt), die Frontkommandanten informierten sich im Kriegsfall über Strategie und Taktik der Kriegführung, gaben Informationen über sowjetische Truppenbewegungen weiter. Sowohl der Stratege des Panjshir-Tales, Ahmed Schah Massud, wie auch Mohammed Amin Wardak und Saud Hassan Jagran verfuhrten nach dieser Devise.

Der Autor macht nüchtern damit bekannt, dass die Mehrheit der 10000 exilafghanischen Intellektuellen, unter einer Exilbevölkerung von geschätzt 85000 in Deutschland allein, wohl nicht zurückkehren wird.

Der Autor unterscheidet drei Gruppen. Die größten sind die desinteressierten Individualisten mit etwa 50 Prozent, dann kommen die schein-engagierten Sympathisanten, die das ganz Große tun wollen, die kleine symbolische Aktion aber lächerlich finden. Dann kommen mit 30 Prozent die politisch motivierten Aktivisten. Mit großer Realitätsnähe schreibt der Autor: Man muss der afghanischen Intelligenz in vielfacher Hinsicht eine defizitäre Leistungsbilanz bescheinigen.

■ Matin Baraki, *Die Beziehungen zwischen Afghanistan und der Bundesrepublik Deutschland 1945–1978*, Peter Lang Verlag, Bern 1996.

In einen anderen zeithistorischen Schacht steigt der fleißige Autor der Studie von Matin Baraki hinab: In den Schacht der deutschen Entwicklungshilfe, die mit Afghanistan ein politisch und militärstrategisch wichtiges Land gefunden hatte. Die guten deutsch-afghanischen Beziehungen bewirkten, dass das zentralasiatische Land eines der ersten war, das in den Genuss der deutschen Entwicklungshilfe nach

1956 kam. Es war auch unter einem anderen Kriterium der damaligen Entwicklungshilfe wichtig, in diesem Land den Fuß in der Tür zu behalten. Deutsche Außen- und Entwicklungspolitik musste in der Zeit des Kalten Krieges verhindern, dass man weltweit – also auch in Afghanistan – die Existenz des zweiten deutschen Staates, der DDR, bemerkte.

Das Buch hat an Wirkung eingebüßt, weil es auf dem Humus wissenschaftlicher Anmerkungs- und Detailbesessenheit daherkommt und dann noch schwergewichtig akademisch geschrieben ist. Es hat zudem den Nachteil, dass es mit abgestandenen linken und marxistischen Positionen liebäugelt, die heute als obsolet gelten. Aber es hat für den, der sich dem mit 700 Seiten unanständig dicken Werk anvertraut, den Lesegewinn, eine massive und genuine Infragestellung der alten deutschen Entwicklungspolitik zu erleben. Die heute real existierende Entwicklungspolitik täte gut daran, diese Studie in ihren weiten und breiten Analysen für eine künftige Wiederaufnahme von technischer und finanzieller Zusammenarbeit mit Afghanistan zur Kenntnis zu nehmen und auszuwerten.

Das Ergebnis: Der Autor beschreibt das „Trauerspiel – man kann es auch Desaster nennen – der deutschen Entwicklungshilfe in Afghanistan.“ Prof. Norman Paech schreibt im Vorwort: Die Archäologie der entwicklungspolitischen Aktivitäten bringe wie im richtigen Leben bei den Ausgrabungen nur noch Schutt und Ruinen zum Vorschein. Die „Trümmer rühren nicht etwa daher, dass die Katastrophe der Finanzierungseinstellung und des Abzugs aller Experten bis 1979 wie ein Vulkanausbruch über die Entwicklungshilfe hineingebrochen wäre.“ Nein, vieles war von vornherein falsch angelegt. Man sollte Bauern, die ihre Felder seit Jahrhunderten nach gut eingefahrenen Methoden bebauen, nicht mit Landwirtschaftsexperten belasten, die ihnen die europäischen Weisheiten und Ackerbaukünste beibringen.

Außerdem klingt es bei Baraki immer wieder durch: Die Berufe des humanitären und Entwicklungshelfers vertragen nicht die Tarifordnungen, in denen wir uns in Mitteleuropa einrichten. Sie vertragen auch kaum die Gehalts- und Urlaubsordnungen. Eine neue Entwicklungshilfe, die diesen Namen ver-

dienen wird, wird dieses berücksichtigen oder diese Form von Hilfe ganz einstellen müssen.

Man kann dieses Buch wie einen allgemeinen Teil zu dem besonderen Teil lesen, den Brigitte Erler seinerzeit aus Anlass ihrer kurzen Tätigkeit in Bangladesch verfasst hatte (*Tödliche Hilfe*, Freiburg 1985). Der Autor hat mit einer profunden Kenntnis die einzelnen Projektfelder deutscher Entwicklungshilfe durchgeackert. Leider fehlt ihm die konkrete Erfahrung vor Ort, er hat seine Kenntnis aus den Untersuchungsberichten. Aber als Afghane war er in der Lage, die andere, die afghanische Seite zu kennen und ihre Bedenken zu verstehen.

Die Fehler, die in Afghanistan gemacht wurden, lassen sich in vielen anderen Ländern ebenso beobachten. Die Entwicklungshelfer kommen mit einem privilegierten sozialen Status und Gehalt in eine Welt, die ihnen in der Regel einfach zu primitiv ist. Sie leben deshalb auch nicht am Projektort, sondern sie fahren oder fliegen dort immer wieder nur tageweise hin. Sie verbringen an den Orten ihrer Projekte oft nicht einmal eine Nacht.

Im Mai 1974 kam es erneut zu den jährlichen Regierungsverhandlungen mit den afghanischen Ministerien in Kabul. Dabei gab es harsche Kritik an dem Vorzeigeprojekt der Deutschen, dem „Regionalen Entwicklungsprogramm Paktia“. Afghanistan wollte eine Reduzierung des deutschen Personals, „eine Konzentration der Aktivitäten auf produktive Bereiche mit sichtbaren Resultaten“.

Wie so oft war es verderblich, dass deutsche Experten den Afghanen in ihre Landwirtschaftskultur hineinpfuschten. Es kam auch kaum etwas dabei heraus. Die Landerschließung durch Grundwasser klappte nicht. Es sollten insgesamt 5000 ha Land bewässert werden. Am Ende stellte sich heraus, dass nur 324 ha für den Ackerbau und 285 ha für Obstkulturen geeignet waren.

Wörtlich: „Zu der beabsichtigten Verteilung des neu erschlossenen Landes an die betroffenen Bauern kam es überhaupt nicht. Denn es lag eine unzureichende Planierung des Bodens vor, und die ackerbauliche Nutzung von 21 ha Land musste eingestellt werden, nachdem weiße Salzausblühungen an der Oberfläche auf das Vorhandensein von Alkalinität hindeuteten.“

Ich gebe hier nur Stichproben aus einem größeren Zusammenhang von Scheitern. Der Aufbau einer Baumschule mit 110000 aus Spanien importierten Mandelbäumen schlug ebenso fehl wie der Aufbau einer Geflügelhaltung mit einer Kapazität von – geplant – 20000 Junghühnern. Obwohl der Futtermittelvorrat bis 1976 angeschafft war, wurde das Programm eingestellt. Offizielle Begründung: das Vorhaben sei technologisch zu anspruchsvoll.

Die Erkenntnis reifte, dass man eigentlich 15 bis 20 Jahre für die Regionalentwicklung Paktia ansetzen müsse. Aber die deutsche Entwicklungspolitik wollte drei Jahre nach dem Beginn aussteigen. Nur 20 Prozent der Bauern Paktias wurden von den Beratungstätigkeit überhaupt erreicht. Das dürfe nicht verwundern, denn es gab Mitarbeiter, die oft bis zu vier Tage in der Woche in der Provinzhauptstadt der eigentlichen Beratungstätigkeit fernblieben.

Der Autor beschreibt einen anderen Zusammenhang, den der „n.A.“, der „nützlichen Aufwendungen“ und der Lieferbindung an Deutschland. So wurde die Ausrüstung der afghanischen Polizei zugunsten der deutschen Anbieter und der deutschen Waffenindustrie getätigt. Durch die ständige Anwesenheit deutscher Polizisten ab 1955 war Afghanistan im Rahmen dieser langfristigen Ziele zu einem privilegierten Markt für bundesdeutsche Waffenexporte geworden. Man wollte die Polizeieinrichtungen nach deutschem Muster aufbauen. So ließ man eine deutsche Kücheneinrichtung importieren, ohne vorher die sinnvolle und den afghanischen Verhältnissen angepasste Verwendung durchdacht zu haben. Die Folge: Nach sechs Jahren lagerte sie immer noch ungenutzt im Keller der Polizeiakademie Kabul.

Falls das Gebäude in den verschiedenen Eroberungs- und Angriffswellen nicht den Weg alles Irdischen gegangen ist und zerstört wurde, müsste man diese deutsche Kücheneinrichtung dort noch vorfinden. Die Küche war eine Einrichtung, die damals mit dem Geld des deutschen Steuerzahlers nach Afghanistan kam. Geholfen hat diese Kücheneinrichtung dem, dem nicht geholfen werden musste: der deutschen Firma.

Der Autor hat bei aller Berechtigung seiner Detailkritik indes nicht sehen wollen, welche verhee-

■ Olivier Weber, *Le faucon afghan. Voyage au pays des talibans*, Robert Laffont Editions, Paris 2001, 262 Seiten.

renden Folgen die kommunistische Machtübernahme in Kabul zur Folge gehabt hätte.

Le facon afghan. Voyage au pays des talibans macht die historische, ja die archäologische Tiefendimension des zentralasiatischen Landes mehr als deutlich. Der Autor hat die Literatur, auch die archäologische zu Afghanistan gelesen und beschreibt seine Reise in die Vergangenheit bis hin zu den Buddha-Statuen in Bamyan mit einer eindrucksvollen Zuneigung. Er vermag die Reise, die ihm auf Grund bestimmter Beziehungen gewährt wurde, einzuordnen. Er besucht Taliban und andere Afghanen, die anderen haben in der Regel nicht mehr so viel mit dem Taliban-Regime zu tun. Die Taliban sind in unbewachten Augenblicken sehr schwach und auch bereit zur Desertion.

Die ganz großen Führer sind oft wahrlich nicht die Tugendbolde, die der Norm des eigenen Tugendministeriums entsprechen. Selbst Prostitution hat es in den Quartieren und Vierteln der Taliban-Herrscher gegeben, wie er bemerkt. Außerdem waren auch die Taliban-Führer korrumpierbar, selbst durch die angenehmen Seiten des westlichen und US-amerikanischen Luxus. Sie ließen sich heimlich in ihre Häuser die der orientalischen Kultur fremden und der Kultur der islamischen Hygiene eher widerstrebenden Toiletteneinrichtungen mit der Kloschüssel und der Brille besorgen und einbauen.

Er beschreibt, wie einige seiner Taliban-Begleiter ganz nervös und verwirrt wurden, als die Fußballweltmeisterschaft im Jahre 2000 nahte und die Bevölkerung Afghanistans vielleicht als einzige auf dem Erdkreis grundsätzlich von der Möglichkeit abgeschottet war, die WM-Spiele zu verfolgen. Olivier Webers Begleiter Ali, der selbst einmal in der Nationalmannschaft gespielt und einmal Usbekistan 4:2 geschlagen hatte, war sich dieser peinlichen Frage sehr bewusst: Einzigartig auf der ganzen Welt waren nur die Menschen/Männer in Afghanistan der Möglichkeit beraubt, die WM im Fernsehen zu sehen. Also hatte sich sein Begleiter Ali schon im Vorfeld bei den Talibanoberen um einen Studienaufenthalt in Pakistan bemüht nur, um die WM im Fernsehen zu verfolgen.

Der Autor beschreibt aus den Lektüererlebnissen während seiner Reise die Vernichtung der britischen

Armee 1842 in dem labyrinthischen Land wie auch die verheerenden Rachezüge der britischen Streitkräfte danach. Er beschreibt die Vergeblichkeit des sowjetischen Angriffs und den Rückzug der Roten Armee im Jahre 1979 und danach. Er beschreibt auch die Szene im Stadion von Kabul, als ein Dieb und ein Mörder am Pranger stehen und ihnen die Strafen bekannt gemacht werden im Namen Allahs. Die Menge jöhlt. Der Autor wird als westlicher Beobachter eingeladen zu dem Pranger-Festival mit dem Handabhacken. Die Menge applaudiert bei der Strafe für den Mörder mehr als bei der für den (kleinen) Dieb. Der Mörder wird gehängt, bei der Strafe für den Dieb – die Hand abhacken – sind die Zuschauer zu weniger Beifall hingerissen. Eine widerliche Szene!

Roland Jacquards Werk ist das bisher am besten informierte Buch über den Terroristen und seine internationale Bruderschaft oder Legion. Auch wenn es ein bisschen schnell und hastig geschrieben erscheint, es hat die mit Abstand breitesten und interessantesten Informationen über die Person des militärisch-religiösen Führers, seines Netzwerkes und seiner privilegierten Mitarbeiter.

Der Autor ist der Leiter des Observatoire International du Terrorisme und des Studienzentrums für zeitgenössische Bedrohungen. Man fragt sich im Westen immer wieder, wie eine weltweit, zudem noch im Untergrund agierende Organisation sich konstituiert hat und wie sie es schaffen kann, im Verborgenen zu wirken. Das heißt, ohne die üblichen Dissidenten zu haben, die es westlichen Medien immer so leicht machen, über solche Zentren und Vereine zu berichten.

Das Netzwerk Bin Laden kann ohne eine religiöse Struktur, ohne die religiöse Soziologie solcher Terrorwerke nicht erklärt werden. Es sind religiöse Modalitäten und Formate, die eine zentrale Rolle spielen im Netzwerk des Osama. Und da die westliche Welt diesen Faktor weder schätzen noch gewichten können, fällt uns eine wirkliche Einordnung des Phänomens dieser Art von terroristischer Inquisition plus Terror und plus Politik sehr schwer.

Der Autor versucht in seinem zentralen und längsten Kapitel die Strukturebenen des Netzwerkes Bin Laden aufzuschlüsseln. Das gelingt ihm aber nur

■ Roland Jacquard, *Au Nom d'Oussama ben Laden*, Jean Piccolec, Paris 2001, 397 Seiten.

zum Teil. Aber dieses Stück ist schon mehr, als andere herausbekommen haben. „Das verborgene Gesicht der Bruderschaft Bin Laden ist von zigtausenden von Militanten bevölkert und ist in seinem Kern und Wesen noch geheimnisvoller, weil die Mehrheit seiner Mitglieder entweder ganz unbekannt oder klandestin sind.“

Im Grunde sind es die religiösen Prediger, die das Verhalten des nebulösen Netzwerkes beherrschen, die sich aber sämtlich verweigern und es ablehnen würden, wollte man sie als die Organisatoren oder die Chefs der Bruderschaft bezeichnen. Es sind das

- Omar Abdule Rahmane,
- Mohammed Husein Fadlallah,
- Rachid Ghannouchi,
- Gulbuddin Hekmatyar,
- Hassan al Tourabi,
- der Mullah Omar.

Der bekannteste dieser geistlichen Führer ist zweifellos der ägyptische Scheich Omar Abdul Rahmane. Die Imame der Moschee von Brooklyn wurden in den USA angeklagt wegen der Amerikaner, die auf Grund des Attentates auf das World Trade Center getötet wurden.

Er ist ebenfalls verdächtigt, der Auftraggeber des Mordes an Präsident Anwar as-Sadat gewesen zu sein, obwohl er in Ägypten dafür nicht verurteilt worden ist. Sein Gesicht und das Photoposter, das in den Vereinigten Staaten überall hängt, ist ein Symbol geworden für die islamistischen Zirkel. Für die US-amerikanische Administration trägt der Scheich eine schwerwiegende Verantwortung: der Anschlag auf die New Yorker Gebäude bildete einen Wendepunkt in der Strategie der Islamisten, die bis dahin niemals etwas auf amerikanischem Boden zu organisieren gewagt hatten.

Der Hauptverantwortliche für die Durchführung dieses Anschlags, Ahmed Ramzi Jussef, wurde ebenfalls verdächtigt, einen Mordanschlag auf den Papst geplant zu haben, der sich im Dezember 1994 hätte ereignen sollen.

Um uns alle Sicherheit zu nehmen, nach der wir uns gern einreden möchten, der Anschlag auf das World Trade Center und das Pentagon könne nur ein menschengeschichtlich einmaliges und unwiederholbares Ereignis gewesen sein: Dieser Ramzi Jous-

sef plante nach FBI-Informationen aus Manila eine gigantische Attentatsserie. Und zwar sollten zeitgleich zwölf Flugzeuge US-amerikanischer Linien über dem Pazifik gesprengt werden. Ramzi Jussef wurde am 7. Februar 1995 in Pakistan festgesetzt.

Die Organisation der internen Zellen der mächtigen Organisation würden von Dr. Ayman al Zawahiri geleitet, der der eigentliche Logistiker und Ingenieur der Anschläge und des Netzwerkes zu sein scheint.

Dieses Netzwerk ruht auf einem Rat von neun Imamen auf, dem Majlis Choura, der von al Zawahiri selbst geleitet wird und seine verschiedenen Ausläufer und Zweige in Albanien, in Kenia, in Tansania, in den USA, in Großbritannien und in Pakistan hat. Verschiedene Unterkomitees bilden die arbeitsteiligen Ausführungsbüros. Die zivil-interne Organisation hält die Verbindung zu den Imamen in Ägypten;

Eine anderes Komitee ist für die Sicherheit zuständig; ein drittes für die Dokumente, also auch die Flugtickets, die Pässe und die Visa, dazu gibt es ein Finanzkomitee, das von Nasr Fahmi Na geleitet wird.

Dann gibt es noch ein *Scharia*-Komitee, das bestimmte *Fatwas* herausbringt und veröffentlicht und die islamische Jurisprudenz organisiert.

Das Buch enthält Informationen sehr verschiedener Güte und Qualität, was mit der Herkunft zusammenhängt. Manches ergibt sich aus der aufmerksamen Lektüre vieler großer Zeitungen, *Le Monde*, *Herald Tribune*, *The Guardian*, *FAZ*, *El Pais*. Anderes kommt wohl aus Quellen verschiedener Geheimdienste. Ganz offenbar hat der immer noch (20.12. 2001) gesuchte Osama bin Laden in Afghanistan nicht mehr so viel liquides Geld zur Verfügung gehabt wie beispielsweise noch im Sudan. Nach den Informationen von Jacquard hatte Bin Laden im Sudan etwas 800 Millionen Dollar an liquiden Mitteln, ohne über die Investitionen in Immobilien und Industrieobjekte zu reden. Doch hat ihn ganz offenbar die überstürzte Abreise aus dem Sudan, für die er sogar ein Herkules-Transportflugzeug mieten musste, eine Menge an Mitteln gekostet. Bei einigen seiner großzügigen Industrie-Projekte, die er im Sudan in Auftrag gegeben hatte, beklagten sich seine Agenten, dass sie später nicht einmal mehr für bestimmte Verträge von der sudanesischen Regierung bezahlt wur-

den. Er selbst hatte den Auftrag für den Bau der Teerstraße zwischen Tahadi und Shandi und der Hafenstadt Port Sudan abbrechen müssen. Nach den Informationen soll sich die Summe, die Osama bereits für die Straße bezahlt hatte, auf ca. 200 Millionen Dollar belaufen.

Wo Bin Laden sein Geld überall deponiert oder versteckt hat, weiß natürlich auch der Autor dieser Studie im Einzelnen nicht. Es wurden einige Hilfsorganisationen im arabischen Raum identifiziert, die seine Gelder geparkt haben: so die Agentur Al-Rahma, die in London beheimatete al Hramein, die in Sarajewo und auf dem Balkan beheimatete al Mouwafak, dann die Islamic Resurrection Foundation sowie die Islamic Revival Foundation, die von einem Albaner geleitet wird. Nach Informationen aus arabischen Kreisen soll Osama auch einen Teil seines Vermögens im Sultanat Brunei geparkt haben.

Ganz besonders fühlte sich China durch die Aktivitäten Osama bin Ladens bedroht. China hat eine nennenswerte muslimische Minderheit, vor allem die Uiguren. Die Regierung hält dafür, dass es 30 Millionen Muslime gibt, es könnten aber auch 150 Millionen sein.

Jedenfalls war der Regierung zu Geheimdienstohren gekommen, dass Osama bin Laden einige Antennen seines Netzwerkes in Sinkiang mitten unter den chinesischen Muslimen aufgebaut haben sollte. Schon die Bezeichnung Sinkiangs als „Ostturkestan“ erregt die chinesische Führung. Ende August 1999 haben die chinesischen Sicherheitskräfte 20 uigurische Militante festgenommen, die im Besitz von Waffen waren und vorgeblich Attentate geplant haben sollen, aus Anlass der Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag des Bestehens der Volksrepublik China. Die Chinesen haben daraufhin Kontakt zu Osama gesucht, um ihm klarzumachen, dass er Trainingscamps für chinesische Uiguren sofort schließen sollte. Nach einer vom Autor als vertrauensvoll eingeschätzten Quelle (*source occidentale*) soll es zwei Trainingscamps speziell für chinesische Uiguren gegeben haben, die von einem gewissen Tahar Jan geleitet worden seien.

Die uns in Europa bewegende Frage scheint durch die letzten Monate – den Krieg in Afghanistan und durch die Untersuchungen, die ans Tageslicht gekommen sind – ziemlich klar beantwortet zu sein.

Osama bin Laden und sein Netzwerk sowie die Taliban waren tatsächlich so etwas wie eine geheim und wirksam organisierte Dreiecke des Untergrunds. Die Beziehungen gingen zu Terrorgruppen nicht nur nach Deutschland und Afrika, sondern auch in entlegene Archipele der Philippinen und Malaysias, nach Sinkiang, aber auch nach Daghestan und nach Tschetschenien. Der russische Geheimdienst hat wohl auch die Bruderschaft bin Ladens als Mitverursacher der Attentate auf die unterirdische Passage in Moskau in der Nähe des Puschkinplatzes ausgemacht. Es gab bei diesem Attentat am 8. August 2000 zwölf Tote und hundert Verletzte.

So spannend das Buch zu lesen ist, so viel Aufschluss es gibt, es bleibt doch in diesem trüben Dunkel aller Untersuchungen und Studien, die sich mit der Halb- und Unterwelt der Geheimbünde und Geheimdienste beschäftigen. Ich nehme ein Beispiel unter hundert anderen, bei dem sich der politisch informierte Leser fragt: Woher hat der Autor das?

Also, arabische Quellen sagen dem Autor, Osama bin Laden habe sich im September mit einem Sohn Saddam Husseins getroffen. Man habe ein gemeinsames Terrain gefunden, das sei der Kampf gegen Israel und der Kampf gegen die USA. Und bin Laden und die Iraker hätten Informationen ausgetauscht über biologische und chemische Waffen, „und das gegen den Widerstand bestimmter Kreise in Bagdad wie zum Beispiel Tarek Aziz, des Außenministers“. Nichts wird dem Leser gegeben, woher denn eine solche Information kommen und was sie glaubwürdig machen soll. Im Anmerkungsteil wird an dieser Stelle nur vermerkt, dass der langjährige Außenminister von Saddam Hussein – ein Christ sei.

„Wir Muslime müssen uns selbstkritisch fragen, warum es gerade in unseren Reihen und in einigen unserer Länder zu solchen Exzessen der Gewalt im Namen unserer Religion kommen konnte und wie künftige derartige Verwirrungen in den Köpfen und Herzen unserer Gläubigen besser bekämpft werden können. Einen solchen Dschihad müssen wir führen.“

So sagte es der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland, Nadeem Elyas. Hätte Nadeem Elyas auch in Ägypten oder Marokko, im Iran oder gar in Saudi Arabien so sprechen dürfen? Valde dubito.

■ Rudolf Zewell (Hg.),
*Islam – Die mißbrauchte
Religion...oder Keimzelle des
Terrorismus?*, Olzog Verlag,
München 2001.

So lesen wir es in diesem kleinen inhaltsreichen Buch, das ungeschminkt auch unangenehme Fragen aufwirft und nicht aus falscher Scheu und schieferm Toleranzverständnis sie gleich unter den Teppich kehrt. Die Reziprozität der Toleranz wird ja oft verweigert. Wenn es um den Skandal geht, dass es irgendwo in einem westeuropäischen Land oder einer Stadt in Deutschland Probleme gibt bei dem Bau einer Moschee oder dem frühen Rufen eines Muezzins, dann können sich in europäischen Ländern ganze Bürgerinitiativen bilden, die den Muslimen ihr Recht erstreiten, wenn es ihnen nicht schon vorher vom Bürgermeister oder einer Mehrheit in der Fraktion des Stadtparlaments gegeben wurde. Aber eine Kirche in einem islamischen Land neu zu errichten, grenzt an ein Stück Total-Unmöglichkeit.

Es geht in dem Buch um die Frage, ob es zu einem Kampf der Zivilisationen (*clash of civilisations*) kommen wird, wie ihn uns Huntington vorausgesagt hat? Was kaum jemand im politischen Diskurs eingestehen will: Wir stehen natürlich kurz davor. Wir könnten diesen Kampf noch viel radikaler, rauher und blinder bekommen, als ihn Huntington in seinem Buch vorausgesagt hat.

Die Gründe dafür, dass es so kommen kann, liegen klar zu Tage: Wir haben, wie Bassam Tibi immer wieder gesagt hat, die Entwicklung des Fundamentalismus als „Politisierung von Religion“. Der zweite Grund liegt in der Neigung der USA, eigene Fehler der Vergangenheit nicht wahrzunehmen und ungerecht gegen die vorzugehen, die mit ihnen nicht verbündet sind, die anderen laufen zu lassen. Man muss sich ja nur die nächsten Monate vorstellen – wenn es dazu kommt, dass die USA nach Afghanistan mit ihren Angriffen gegen den Irak und Somalia vorgehen. Wenn es dazu kommt, dass Israel mit US-amerikanischer Unterstützung die Autonomiegebiete Palästinas niederwalzt, dann wird die Welt einen Aufruhr erleben, von dessen Explosivkraft uns unsere Schulweisheit nicht viel vermittelt haben wird.

Die Diskussion krankt daran, dass wir selbst in Europa der Religion keinen eigenen großen Spielraum, schon gar keine existentielle Bedeutung mehr geben. Das führt zu einem merkwürdig schlechten Gewissen gegenüber anderen Kulturen, denen wir dann ihre Religion ganz besonders schönreden wollen.

Werner Thiede macht es deutlich in seinem Beitrag: Papst Johannes Paul II hat während des Kasachstan-Besuches gesagt: „Hass, Fanatismus und Terrorismus entweihen den Namen Gottes!“ Und vor dem deutschen Bundestag erhielt der deutsche Bundeskanzler den meisten Beifall, als er erklärte: Der Terrorismus von New York und von Washington habe in keiner, aber auch gar keiner Weise mit Religion zu tun.

Und doch ist die Trennung des *Dschihad* von der Religion des Islam etwas Künstliches. Es würde einem Katholiken auch nicht einfallen, zu erklären, dass die Glaubenskongregation in Rom und Kardinal Ratzinger mit der römisch-katholischen Kirche nichts zu tun haben.

Es wird auch nicht gelingen, im Bewusstsein von Hunderten von Millionen Muslimen bin Laden vom Islam abzukoppeln. Er ist und bleibt ein islamistischer Weltrevolutionär. „Er beschränkt sein Kampffeld nicht auf Palästina, Bosnien, Tschetschenien, Kaschmir oder Afghanistan – er entwickelt stattdessen eine globale Strategie bis zum Endsieg, der Errichtung einer islamistischen Weltherrschaft.“ (Peter Schütt in seinem Beitrag: „Unheiliger Krieg“)

Und für die junge Generation der Habenichtse auf der großen außereuropäischen und außereuropäischen Welt ist er wahrscheinlich der große Prophet, der eine neue Vorstellung von Weltrevolution einführt.

Auch aus der eigenen Vergangenheit von uns Christen dürften wir wissen: Terror und Religion schließen einander keineswegs aus. Werner Thiede: „Politiker der westlichen Welt, die diesen Sachverhalt verkennen, begehen einen vielleicht folgenschweren Wahrnehmungsfehler.“

Die *experimentum crucis*-Frage lautet für diese und die nächste Generation: Wird sich die Unterscheidung zwischen der ehrwürdigen Weltreligion des Islam und islamistischem Extremismus durchhalten lassen?

Dazu bietet die aktuelle Politik uns einen negativen Anschauungsunterricht. Europa und die durch den Terroranschlag stark verwundeten USA haben den unvorstellbar brutalen Anschlag auf das Zentrum des Welthandels mit dem Angriff auf Afghanistan quittiert. Wenn diesem Angriff aber nicht eine

große Politik-Anstrengung folgt, die die Kulturen in einen Dialog bringt und die Armut von Hunderten von Millionen Menschen auf dem Planeten wirkungsvoll zu beenden versucht, wird es den „Zusammenprall der Kulturen“ (Huntington) geben.

Die Politik wird sich dabei nicht der alten Instrumente bedienen können, die in der Zeit nach 1945 und im Kalten Krieg gewachsen sind. Es bedarf einer ganz neuen Politik. Diese Frage wird die große Herausforderung für Europa werden – nicht der Euro, sondern die Frage, wie wir mit der Ungerechtigkeit in der Welt umgehen, politisch, nicht allein mit Barmherzigkeit.

■ Christophe de Ponfilly,
Massoud l'Afghan, Edition
du Felin, Paris 2001,
303 Seiten.

Es gibt Journalisten, die benehmen sich antizyklisch, unzeitgemäß und beweisen eine Tugend, die anti-journalistisch erscheint: Sie bleiben einem Thema, einem Land und Volk einfach treu. Dem französischen Fernsehjournalisten (Antenne 2, später Arte) Christophe de Ponfilly verdanken wir die allerbesten Filme und jetzt auch ein großes Buch zum Thema dieses geheimnisvollen Landes und ganz besonders des größten Afghanen der Zeitgeschichte, des Führers der Bewohner des Pajnschir Tales, Ahmed Shah Massud.

Das Buch mit dem Titel *Massud, der Afghane* kam 1998 heraus, als Afghanistan keinen europäischen oder atlantischen Außenminister hinter irgendeinem Regierungsofen hervorlockte. Das schaffte allein der 11. September 2001. Dann organisierte der Pariser Verlag ganz schnell Ende September 2001 eine neue Auflage gemeinsam mit dem TV-Sender Arte. In diesem Fall muss man sagen: das schaffte der 9. September 2001. Denn nur zwei Tage vor dem zeitgeschichtlichen Epochenergebnis hatte dieses einen Vorläufer und eine Introduction. Ahmed Shah Massud wurde von zwei sich als Journalisten ausgebenden Selbstmordattentätern ermordet, in jenem Chacha Bahuddin, wo in den folgenden Monaten Hunderte, wahrscheinlich Tausende von Journalisten durchgeschleust wurden.

Was Christophe de Ponfilly noch nicht weiß: Massud wurde durch die Detonation sofort getötet; der Sprengstoff war im Gürtel des marokkanischen „Journalisten“ mit belgischem Pass verborgen gewesen. Massud hat weder „einige Tage“, wie der Autor des Buches in seinem Nachwort schreibt, noch zehn

Tage mit dem Tode gekämpft. Er war sofort tot, aber der Schock, den alle Bewohner des Nordostens mit-samt den Flüchtlingen, die vor den Taliban in diese Nordostecke geflohen waren, empfinden würden, musste so gewaltig sein, dass die Spitzen der Nordal-lianz die Bekanntgabe der Nachricht von diesem Tode hinauszögerten.

Das Buch erscheint mit der Bauchbinde: „Der Massud, dem der Westen nicht zuhören wollte!“ Es kommt zur rechten Zeit. Ponfilly hat Massud während des Krieges gegen die Sowjetunion begleitet, er hat ihn 1984 und auch danach häufig besucht. Daraus entstanden einige Dokumentar-Filme: „Ein Tal gegen ein Weltreich“, 1982, als Ponfilly zum ersten Mal im Fernsehen den erfolgreichen und großen Abwehrkampf des Löwen von Pajnschir gegen das Weltreich Sowjetunion filmte. 1983 wollte man sich von sowjetischer Seite mit Massud zusammensetzen und verhandeln, aber er lehnte ab.

1984 kam Ponfilly erneut, gemeinsam mit einem Journalisten namens Jacques Abouchar, der damals in Herat von Agenten der Sowjetunion festgenommen wurde. Frankreich und François Mitterand brauchten einen guten Monat, um ihn freizubekommen. Ponfilly erzählt die Geschichte des zweiten französischen TV-Teams, das unter seiner Führung versuchte, unbeschadet aus Afghanistan herauszukommen. Es wurde alles brandgefährlich, er selbst ging mit seinem Team aus Afghanistan über das merkwürdig ausgegrenzte Nuristan heraus, wo man ihn 15 Tage warten und braten ließ. Man spielte wohl mit der Möglichkeit, den Kopfpfeil für diese gesuchten französischen Journalisten mit Kabul und Moskau noch höher zu treiben! Es war nicht zuletzt gefährlich, weil Ponfilly einen sowjetischen Kriegs-gefangenen, Nikolaj, mithatte, der in Frankreich um politisches Asyl bitten wollte.

Aus dem Material all dieser Erlebnisse drehte Ponfilly einen zweiten Film: „Die Kämpfer der Frechheit“ (Les combattants de l'insolence, 1985). Er beschreibt die Enttäuschungen Ahmed Shah Massuds, als sie nach Kabul zogen, kann aber belegen, dass er nie ein Freund des Terrors war. Er hatte sich gleich von seinen politischen Ämtern zurückgezogen, als er spürte, dass die Mächte, wie Pakistan und Iran, die SU und Saudi Arabien sich in die Angelegenheiten

der Afghanen einmischten. Ponfilly hat alles mit Massud besprochen. Massud habe in Kabul nach 1992 nur einmal widerwillig sechs Todesurteile vollstreckt, als es in der Hauptstadt drunter und drüber ging. Das richtete sich gegen Kriminelle, wie Plünderer und Mörder, die freigelassen worden waren und eine Gefahr für die Bevölkerung darstellten. Um das herzustellen, was manche Nichtregierungsorganisationen später an den Taliban so schätzten, die Ordnung, sehr spät begreifend, dass die Ordnung der Taliban eine Friedhofsruhe war.

Massud hat gelitten unter dem Terror seines zeitweiligen usbekischen Verbündeten, des Generals Dostam; nach dem 27. Mai 1997 hat er Dostam verachtet. Am 27. Mai 1997 fiel Mazar-i-Sharif in die Hände der gutausgerüsteten Taliban. General Dostam suchte das Weite, er bezog ein bequemes Exil in der Türkei und kehrte erst 2001 wieder nach Afghanistan zurück. Massud hat seinem Land und Volk in 20 Jahren nie den Rücken gekehrt! Feige war Dostam, Massud war es nie.

Ponfilly schildert die Tage bis zum 7. Juli 1997, als alles für die Menschen im Pajnschir-Tal zusammenbricht. Massud will auch nicht mehr mit dem Präsidenten Rabbani zusammenarbeiten, der Bruch kommt, als er in seinem Haus in Jengalek über Satellitentelefon die Botschaft Rabbanis hört, der sich nach Tadschikistan ins Trockene abgesetzt hat und ihn, Massud, nachholen will.

Das Buch ist ein Nekrolog geworden. In diesem Buch reflektiert ein französischer Journalist auch über die Schwächen seines Berufes. Damals, 1997, konnte er keinen Film unterbringen. Jane Fonda konnte ihren Mann Ted Turner (CNN) auch nicht überzeugen, dass es für die Internationale der Frauenbewegung keinen wichtigeren Ort hätte geben dürfen als dieses Afghanistan. Er bleibt dabei: Der Westen hatte sich in seine Serie von schönen Reden und Konferenzen eingeschlossen. Die einzigen, die ihn dann doch einmal für eine Rede nach Europa locken konnten, waren die macht- und kraftlosen Abgeordneten des blutleeren Europa-Parlaments in Straßburg. Niemand hatte Massud gesagt, dass ein Auftritt dort keinen Pfifferling wert ist.

Diese Afghanistan-Tragödie hätte eher beendet werden können, wenn man beherzt Massud unter-

stützt hätte, wie man 2001/2002 zu Recht Hamid Karzai als Chef der Übergangsregierung unterstützt. 1984 hätte man Massud und nicht Hekmatyar, den Vorläufer der Taliban, fördern müssen. 1992 hätte man ihn in Kabul so begleiten müssen, wie man das jetzt mit zehnfachen Mitteln tut. Dann hätte man dem Land eine Leidenszeit von zehn Jahren ersparen können.

1997 spätestens hätten die USA und Europa Massud stützen und als Verbündeten gewinnen müssen, als klar wurde, dass die Taliban, gefördert von den Geldgebern des Osama bin Laden, den Regierungen Saudi-Arabiens und Pakistans, das Ruder in Afghanistan übernehmen und die islamistisch-extremistische Pest über die Staaten nördlich von Afghanistan, also Usbekistan, Turkmenistan, Kasachstan, Tadschikistan, China, Kirgisien, zu verbreiten suchen würden.

Ponfilly hat uns das Buch und einen Film hinterlassen. Er erzählt uns, wie aus einem Zufall die schönste Szene des Films zustande kam, wie Ahmed Shah Massud ein Gedicht vorträgt, mit großer Geste rezitiert und mit seinen Kommandanten wie mit seinen geliebten Schülern und Studenten bespricht.

Es ist das Gedicht, das in dem wöchentlichen Bulletin des Ingenieurs *Is'Haq* erschien und plötzlich bei der Sitzung auf dem Tisch vor Massud lag. Der Titel: „Le Verre brisé“:

„Il fait nuit, nos regards ont les yeux de ceux qui attendent“, „Die Nacht bricht ein und unsere Blicke erhalten Augen von denen, die uns erwarten“, – liest Massud und wartet auf kommentierende Zustimmung der Kommandanten, die sich alle über das Papier beugen. So geht er Zeile für Zeilen dieses Gedicht durch, exegetisiert und stellt Vergleiche mit der alten persischen Poesie an, betreibt Hermeneutik.

Eine wunderbare Szene, am Ende sagt Massud dem jungen Poeten, der in Rokha wohnt, voraus, er werde einer der großen Dichter Afghanistans werden.

Das neue Buch von André Glucksmann ist das unkonventionellste im Zusammenhang mit dem Terrorismus und dem Anschlag vom 11. September. Es ist ein Buch in der Nachfolge von Albert Camus und nicht von Jean-Paul Sartre, der viel leichtfertiger mit solchen Themen umging. Auch Camus hat die Tradi-

■ André Glucksmann,
Dostojewski en Manhattan,
Editions Robert Laffont,
Paris 2002, 279 Seiten.

tion der Nihilisten beschworen, die Anfang des Jahrhunderts noch eine Moral hatten. Die neuen Terrorbewegungen haben keine Moral mehr, sie sind durch und durch auf Zynismus eingestellt. Man soll doch lieber nicht glauben, dass Osama bin Laden den Weltherrscher spielt und wirklich versucht, ein genuin religiöses Bewusstsein durchzusetzen. Macht spielt die Hauptrolle, die aber in den Scharnieren und Kugellagern einer gut funktionierenden absolutistischen Religionsöffentlichkeit aufrucht, in der Hunderte von Millionen Menschen betrogen werden. Nein, natürlich nicht von der Religion, sondern von den Macht-, Sach- und Geld-Waltern des heiligen Geschäfts.

So holt Glucksmann die Texte der alten russischen Nihilisten und Terroristen noch einmal aus dem Vergessen hervor, die er – im Unterschied zu Albert Camus – nicht nur staunend und mit Zustimmung akzeptiert. Er belegt allein durch die Zitate, wie damals in der ersten Welle des europäischen Nihilismus nach dem Tode Gottes, den Nietzsche als erster zu töten versucht hatte, die Maßstäbe nicht mehr funktionierten und das schlechte Gewissen nicht mehr eintrat.

Deshalb enthält das essayistisch, aber manchmal einzigartig polemisch und journalistisch geschriebene Traktatbuch auch Zwischenkapitel und Exkurse wie das Kapitel 5: „Excursion: dans la planète du tout-permis“. Auch diese Überschrift und dieses Kapitel sind Variationen auf einen Satz des einzigartigen Gegners Nietzsches, des russischen Schriftstellers und großen Christen Dostojewskij. „Wenn Gott nicht existiert, ist alles erlaubt“, hatte Dostojewski gesagt. „Si Dieu n'existe pas, tout est permis.“ Und wie zur Ratifikation des Satzes und seiner Beglaubigung leben wir auf dem Planeten des „Alles ist erlaubt!“

Glucksmann ist ein vehementer Kritiker der okzidentalen Rückgraterweichung. Er hat das Land Tschetschenien besucht, war Zeuge nicht nur für einen Tag, wie die Europa-Beobachter der OSZE oder des Europarates, sondern vier ganze Wochen. Er hat also die Qualität des Zeitzeugen, auch eine rare gewordene Kategorie von engagierten Menschen. Heute ist man allenfalls noch hochsubventionierter und mit Risikoprämien ausgestatteter Beobachter.

In diesem fünften Kapitel beschreibt er die Reise in das vergleichsweise kleine Tschetschenien, für das ihm der russische Botschafter in Paris das Visum verweigert. Also muss Glucksmann das beweisen, was er schon seit den Tagen des Dramas der Bootsflüchtlinge 1979 beweist: Man muss sich auch mit parader oder auch il-legalen Methoden einmischen. Natürlich zieht er los. Also – so schreibt er – zieht er ohne Visum los, trifft unterwegs auf den *Le Monde*-Korrespondenten Pierre Flambot, dem sein Passport und Visum auch nicht viel helfen. Denn auch Flambot hat sich aus der Bewachung durch russische Soldaten und von der offiziellen Linie der befreiten Territorien entfernt. Auch er ist gefährdet, wie Glucksmann.

Glucksmann hat ein unschlagbares Argument, das umso peinlicher wirkt, als es sonst auf der ganzen Welt aus Gründen windelweicher Opportunität immer sofort und exklusiv aus der Tasche gezogen wird. Hier wird das Argument einfach fallengelassen, um Wladimir Putin, dem Mann „mit dem Gesicht eines Fisches“, einen Gefallen zu tun – das Argument, dass Aslan Maschadow der legitime und gewählte Chef aller Tschetschenen ist. In der Religion wie in der militärischen Strategie kümmern sich die Tschetschenen nicht sehr um ihre vertikale Hierarchie. In der Sufi-Tradition gibt es den direkten Zugang des Gläubigen zu seinem Gott, ohne Vermittler. Politisch bleibt die Amtsbefugnis Maschadows unbestritten und unbestreitbar. Ich habe nicht einen einzigen Tschetschenen getroffen, schreibt Glucksmann, „auch nicht unter denen, die sich zeitweise mit der Besatzungsmacht arrangieren müssen, die ihn nicht für den gewählten Präsidenten aller Tschetschenen und für den einzigen Verhandlungspartner mit dem Kreml ansehen. Jede andere Person wird als Marionette angesehen.“

Das Gravitätszentrum des Terrors – Glucksmann zitiert damit seinen deutschen Meister Clausewitz, über den er ein anderes großes Strategiebuch geschrieben hat – ist das Herz und das Ziel der Antiterroroperation. Das Ziel einer Antiterroroperation Tony Blairs in Nordirland ist (natürlich) nicht, Belfast in Schutt und Asche zu legen, um die IRA zu vertreiben. Genauso wenig wie Madrid daran denkt, mit schwerer Artillerie die Kommandos der ETA zu beschießen.

Im Gegensatz dazu: Grosny, eine Stadt mit (1995) 400 000 Einwohnern, wurde total in Trümmer gelegt. Es bleiben Ruinen. Grosny, so André Glucksmann, um die historische Dimension nicht zu vergessen: Das ist die erste Hauptstadt eines Landes, die nach Warschau 1944 total dem Erdboden gleichgemacht wurde. Die Kreml-Experten, so schreibt er, haben aus dem früheren Krieg die Lösung mitgebracht. Man muss aus der Entfernung und der Höhe in großem Stil zerstören.

So eindrucksvoll und instruktiv die Analysen sind, es gibt auch alternative Beobachtungen. Es war gerade das Versagen des Westens in Tschetschenien, das viele Widerstandskämpfer in Tschetschenien in die Hände der Islamisten oder der Terroristen getrieben hat. Viele waren mit dieser Form des Freiheitskampfes nicht einverstanden.

Während André Glucksmann die Befreiung der Afghanen und der Frauen in Afghanistan vom Terror und Schrecken der Taliban feiert, betont er, dass damit der Nihilismus nicht unbesiegbar sei. Auch nicht in Tschetschenien. Gegen das Buch kann nur etwas einwenden, wer das machiavellistische Argument hochhält: In Tschetschenien leben ‚nur‘ 1,4 Millionen Menschen.

■ Bassam Tibi, *Die neue Weltunordnung. Westliche Dominanz und islamischer Fundamentalismus*, Econ List Ullstein, München 2001 (Erstausgabe: The Regents of the University of California 1998).

Bewundert viel und viel gescholten wandelt das Bild des Göttinger Politikwissenschaftlers Bassam Tibi durch die deutschen Leser-Lande. An dieser Stelle möchte ich die Sammelrezension schließen mit einem ausdrücklichen Dank an den Professor, der sich nie gescheut hat, akademisch-wissenschaftliche Befunde auch in der politischen Öffentlichkeit, ja auch – *horribile auditu* – in den Medien zu verteidigen. Dafür hat er in der Kollegenschaft niemals Anerkennung erhalten, eher Abwehr und Abneigung.

Eines seiner letzten Bücher hat Econ jetzt für ein großes interessiertes Leserpublikum als Taschenbuch greifbar gemacht: *Die neue Weltunordnung. Westliche Dominanz und islamischer Fundamentalismus*. Das Buch erschien 1998 zuerst in den USA, dann in Deutschland. Der Autor hat alles, was man in Deutschland und damit auch Europa zum Problemfeld Islam und Terror zu sagen hat, in diesem Buch mustergültig allgemeinverständlich ausgeführt. Und allgemeinverständlich heißt manchmal – klar.

Klar sagt der Autor: Es ist eine perverse Verkrümmung der Intelligenz, die Gefahr der militanten arabischen Muslime tiefer zu hängen als die potenzielle Gefahr der Supermacht USA. Er vergleicht damit die Bemühungen der deutschen Linken, die in der Zeit vor dem Mauerfall mehr um die Abwehr des Antikommunismus besorgt waren als um die Opfer des Kommunismus.

These eins: „Im Islam schließt *Dschihad* („Anstrengung) auch Gewalt ein, aber nicht die des Terrorismus. Der *Dschihad*-Krieg schreibt strenge Regeln für Gewaltanwendung vor, die am 11. September 2001 völlig missachtet wurden“.

Bassam Tibi hat uns immer wieder klargemacht: Die Terroristen des Islam kennen den Islam oft mehr schlecht als recht. Aber das sei – wie er klarsichtig schreibt – nur „eine akademische Frage“.

These zwei: Wichtig ist, dass sich die Terroristen auf den Islam berufen. Um die Ideologie dieser Terroristen von der Religion des Islam zu trennen, „müssen wir uns daran gewöhnen, zwischen Islam und Islamismus zu unterscheiden.“

These drei: „Im Gegensatz zu einem bekannten deutschen Psychoanalytiker denke ich, dass Bin Laden und sein Netzwerk, welches in 60 Ländern dieser Erde eine logistische Basis hat, kein Verein von Leuten ist, die vom Schwachsinn befallen sind. [...] Weder auf dem Boden der Kriminalisierung noch der Psychologisierung können Menschen im Westen das Phänomen des religiös-fundamentalistisch motivierten Terrorismus“ verstehen.

Würden solche klaren Handlungsanweisungen auch unsere Politik und die Erziehung in den europäischen Schulen erreichen, wäre schon viel gewonnen.

These vier: Im Gegensatz zu allen, die die Zivilisationskonflikte verleugnen, ist Bassam Tibi der Auffassung, dass „in der Kriegserklärung von New York und Washington am 11. September 2001 ein historisch verankerter Konflikt zwischen dem Westen und der Welt des Islam zum Ausdruck kommt. Sowohl bei der westlichen als auch bei der islamischen Welt handelt es sich um Zivilisationen und daher können wir den Konflikt zwischen ihnen auch als Zivilisationskonflikt bezeichnen.“

These fünf antwortet auf die Frage: Was bedeutet das für Deutschland?

Es gibt in Deutschland ca. 100000 islamische Fundamentalisten. Das sind also drei Prozent der Angehörigen der islamischen Diaspora in Deutschland. „Ihre Bedeutung dürfen wir weder über- noch unterschätzen. Vor allem dürfen wir ihnen nicht in die Hände arbeiten, indem wir ihnen erlauben, als Vertreter des ‚wahren Islam‘ aufzutreten.“

Ja, und noch weiter: Islamische Fundamentalisten dürfen in Deutschland – wie überall im Westen – nicht mehr ungestraft im Namen von Toleranz und Religionsfreiheit geduldet werden.

These sechs: „Beide Zivilisationen, die islamische und die westliche, sollen auf ihre Weltoberberungspläne verzichten, um in Frieden miteinander zu leben.“

Diese These trifft ins Zentrum von Parlaments- und Medien-Debatten. Würde diese These beherzigt, wären wir schon gewaltige Schritte in der Auseinandersetzung weiter. Denn diese Auseinandersetzung braucht ganz offenbar auch mal zwischendurch das Schwert der Armeen und der Rüstungen. Aber das Entscheidende wird die Kontaktaufnahme zwischen den beiden Kulturen sein. Bassam Tibi hat immer wieder vorgeschlagen, er wiederholt es in dem Vorwort zu seinem Taschenbuch wie in diesem Buch (wie in allen anderen, die der fleißige Autor Jahr für Jahr auf dem deutschen Buchmarkt übergibt):

Voraussetzung dafür sei eine „kulturübergreifende internationale Moralität. Gelingt es nicht, eine solche zu etablieren, dann wäre die Neue Weltunordnung unser Schicksal im 21. Jahrhundert.“

Lange Kapitel sind diversen historischen und hermeneutischen Problemen des Islam und seiner Geschichte gewidmet. Das Buch stellt insofern eine Art Prolegomenon zu einem Studium des islamischen Fundamentalismus dar. Ein weiterer Hauptteil nimmt sich der Weltordnung und des Erbes von Saddam Hussein an. Bassam Tibi beschreibt die Krise des Nationalstaats im Prisma der Krise der arabischen Staaten: „Islamische, panarabische, ethnische und konfessionelle Identität im Konflikt“.

Man kann dieses Buch nur beenden mit besserer Erkenntnis über eine Religion und Kultur, die uns immer noch sträflich weit entfernt und fremd ist.